

Zwitterfilme über den 20. Juli

Anmerkungen zu den Filmen „Es geschah am 20. Juli“ und „Der 20. Juli“

Wenn man einen Stoff wie den des 20. Juli 1944 verfilmt, muß man mit Widerspruch rechnen. Das Geschehnis ist einerseits noch zu zeitnah, um gültig nachgeformt zu werden, andererseits gerät es mit jedem Jahre mehr in Gefahr, besonders von den jüngeren deutschen Menschen vergessen oder übersehen zu werden. Wie aber „rettet“ man heutigentags ein Geschehen vorm Vergessenwerden? Durch den Film.

Der Film ist ein Mittel, das Geschehnisse aufbewahrt. Er tut es in Form des Dokumentarfilms, der unbestechlich ist, denn noch nie hat ein Filmband es verstanden, etwas anderes aufzuzeichnen als das, was es „sieht“. Man kann auch etwas „aufbewahren“ durch einen Spielfilm, der auf der Erinnerung von Augenzeugen aufgebaut ist. Kommt noch die Loyalität des Regisseurs hinzu, so mag ein Filmstreifen entstehen, der uns „ein Bild“ eines gewissen Geschehens verschafft. Bei den gleichzeitig entstandenen Filmen „Der 20. Juli“ und „Es geschah am 20. Juli“ handelt es sich um Zwitter.

Die Filme fangen mit Reporteraufnahmen des Geschehens im Sommer 1944 an. Diese Ausschnitte von Front und Heimat sind eindrucksvoll. Die Dominante der Bilder: Flammen! Aus Geschützen, Gewehren, aus Häusern an der Front und in (dem für den Film maßgebenden) Berlin. Nachdem einem so eingeheizt worden ist, begeben sich beide Filme in intakte Gegenden, denn die Offiziere wohnen noch recht friedensmäßig, zum Teil luxuriös. Dieser Übergang gibt ein pappenes Geräusch. Das Atelier meldet sich an (selbst bei echten Wohnungen). Und damit der Geruch der Traumfabrik. Und schon befindet man sich auf einer anderen Ebene, der der Unwirklichkeit.

Es bedarf gar nicht des manchmal recht papiernen Dialogs, jedem zu beweisen, daß dies alles nur „Abziehbild vom Geschehen“ ist. Das erste Dilemma: wie soll man die geschichtlichen Persönlichkeiten darstellen? Mit zutreffender Maske? Oder nicht? Vergleicht man beide Filme, die doch die gleichen Gestalten enthalten, so weiß man hinterher nicht mehr, welches Gesicht nun das „eigentliche“ gewesen ist, es bleibt also im Gedächtnis überhaupt nichts haften. Andererseits versteht man den künstlerischen Einwand, daß man durch zu

ähnliche Masken zu einem Panoptikum gekommen wäre. Wenn allerdings einer der Regisseure so weit geht, zu sagen, man habe den Augenverband des Obersten von Stauffenberg „aus künstlerischen Gründen“ aufs falsche Auge genommen, so geht das — ins falsche Auge.

Was nun den Helden anbelangt, so nimmt der Besucher der Filme zwei Gesichter in sein Gedächtnis, zwar keines von Stauffenberg, sondern eines von Wolfgang Preiss und eines von Bernhard Wicki. Es ist ihm also in keiner Weise geholfen. Trotzdem mag man dieses Negativum begrüßen, da das wahre Gesicht des ersten der Widerstandskämpfer gewahrt und im dunklen bleibt. Im übrigen bleibt vieles im dunklen, Zwar ist dem einen oder anderen Schauspieler kommentarisch in den Mund gelegt, was der Zuschauer sich zu denken hat, zwar werden zeitlich vorherliegende Ereignisse gestreift, aber was sich nicht einstellen will, ist „der Geist“ der Widerstandskämpfer und die Sichtbarmachung ihrer wirklichen Antriebe.

Es ist einleuchtend, daß in den Filmen zum Ausdruck kommen mußte, daß es nun genug des verbrecherischen Wahnsinns sei und daß Schluß gemacht werden müsse. Den „Schluß“ aber macht eigentlich nur einer, das ist der Graf Stauffenberg, und der wird von den im Innersten zitternden hohen Offizieren beschworen, nur ja nicht beim Attentat umzukommen, da man ohne ihn die Neuorganisation einer Regierung nicht zustande bringen werde. Diese Eselsbrücken, um den hin und wieder geäußerten Verdacht zu beseitigen, selbst der Graf habe sich bei der „Vernichtung“ der anderen „retten“ wollen, wecken beim Zuschauer nur die schreckliche Gewißheit, daß alle diese Verschwörer aktionsunfähig waren (was sich dann auch erwies). Als das Attentat mißlingt, wollen viele von ihnen nichts gewußt haben — der berühmteste Fall ist der des Generals Fromm, der, um sich zu retten, vier Hauptbeteiligte opfert (trotzdem wurde er zwei Monate später hingerichtet).

Mit dem volkstümlichen Bilde „es war eine verfahrenere Geschichte“ geht der Zuschauer nach Haus.

Was bleibt? Der aner kennenswerte Versuch, ein wichtiges Geschehnis vor dem Vergessen zu bewahren. Es ist auch zugegeben, daß Sensationssucht beiden Regisseuren ferngelegen hat. Was erreicht wurde: die Festlegung gewisser Fakten im Ablauf des Tatvorgangs. Was bewiesen wurde: die vergebliche Anwendung einer relativ „noblen“ Waffe (nur einer sollte fallen!) gegen einen bru-

talenen Gegner, der eine Hydra war. Und endlich: daß der letzte Mut zum Töten — der dem japanischen Todesflieger eignet — fehlte.

Sind also diese beiden Filme als vorläufiges Dokumentarium richtig, so werfen sie Licht auf einen glühenden Idealisten und viele Versager.

Was kommen muß? Der Dichter, der das Ethos der Widerstandskämpfer zu beschwören vermag!